

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

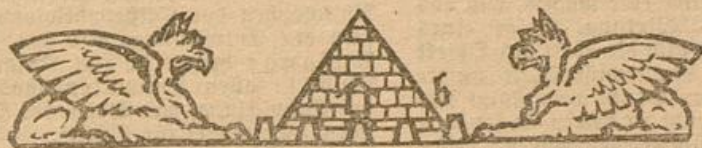
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

23.1.1921 (No. 4)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 4



23. Jan. 1921

J. Fischer / Die Willensfreiheit als Wegweiser durch Naturwissenschaft und Philosophie zur Religion.

Der Wille ist entweder determiniert und deshalb unfrei, oder nicht determiniert und deshalb frei. Ein Drittes gibt es nicht. Der Wille kann weder quantitativ, noch qualitativ zum Teil determiniert sein, denn unter „determiniert sein“ versteht die Philosophie „der strengen Causalität von Grund und Folge unterworfen sein“, wobei jeder Grund Folge eines vorausgehenden Grundes, jede Folge Grund einer weiteren Folge ist. In dieser Causalität gibt es keine Freiheit, keine ursprüngliche, freie Ursache, sondern nur Grund und Folge, also kann der Wille auch nicht zum Teil frei sein, wenn er dieser mechanischen Causalität unterworfen, determiniert ist, also selbst Folge eines Grundes ist. Die Vernunft und die Logik kennt nun noch eine andere Causalität, die in sich die Begriffe von Ursache und Wirkung einschließt, wobei die Ursache ihrem Begriffe nach als ursprünglich, nicht abhängig von einer vorausgehenden Ursache als frei aus sich selbst wirkend gedacht werden muß. Wie sind diese beiden Causalitäten miteinander vereinbar? Das ist die Frage, auf die es zunächst ankommt. Unsere Erfahrung sagt: „Alles hat seine Ursache.“ Wenn alles eine Ursache hat, so ist Alles Wirkung, Wirkung setzt Ursache voraus, ohne Ursache keine Wirkung. Wenn also Alles im absoluten Sinne Wirkung ist, so fehlt die Ursache, also ist Nicht-Wirkung und die Causalität ist selbst ein großer Irrtum. Der Widerspruch liegt auf der Hand und verlangt Auflösung und diese Auflösung liegt nahe:

Nach unserer Erfahrung, das ist unser praktisches Erkennen (nicht mit der praktischen Vernunft bei Kant zu verwechseln) ist jedes Objekt unserer Erfahrung, unserer Erkenntnis im praktischen Leben entstanden, also Wirkung, Folge eines Grundes. In den Objekten unseres Erkennens herrscht also die strenge Causalität von Grund und Folge und unter diesen Objekten gibt es keine Ursache. Erfahrung setzt aber Vernunft voraus. Nur ein vernünftiges Wesen macht Erfahrung im eigentlichen Sinne, denn nur das Wesen, welches sich bewußt ist, unter den gleichen Vorbedingungen das gleiche Resultat erleben zu müssen, macht Erfahrung und kann von Erfahrung sprechen. Vernunft setzt Denken und Wollen voraus, Denken und Wollen fordern einander. Ich kann nur ein Objekt denken, wenn ich den Willen auf dieses Objekt richte, ich kann nur ein Objekt wollen, wenn ich dieses Objekt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, erkenne, also denke.

Jetzt ist der Widerspruch lösbar.

In dem Satze: „Alles hat seine Ursache“, ist der Begriff „Alles“ nicht absolut, sondern nur relativ zu verstehen. Alles, was wir erkennen, was Objekt unserer Vernunft und Erfahrung wird, ist Wirkung und muß eine Ursache haben, weil Wirkung Ursache voraussetzt.

Also müssen wir schließen:

Die Objekte unseres Erkennens setzen das Erkennen selbst voraus, in der Grundlage unseres Erkennens ist die Ursache, welche in den Objekten fehlt, zu suchen und zu finden. Die Grundlage unseres Erkennens ist aber Denken und Wollen, also müssen wir im Denken und Wollen ursächlich und frei sein, nicht determiniert, wohl aber beeinflusst, und diese Beeinflussung des Denkens und Wollens durch äußere Dinge wird leicht, wenn man nur die Objekte unseres Denkens und Wollens betrachtet, als Determinierung angesehen, ist aber von ihr grundverschieden.

Im Denken sind wir frei, wären wir im Denken determiniert, so wäre das Denken selbst Folge eines äußeren Grundes und selbst Grund des Denkens, oder des Urteils, dann wäre der Irrtum in unseren Urteilen, den wir täglich erleben, ausgeschlossen und damit wäre auch die Erkenntnis, falsch geurteilt zu haben, ausgeschlossen. Wären wir im Wollen determiniert, so wäre der Wille selbst Folge eines äußeren Grundes und selbst Grund des Willensaktes, oder der Handlung. Die Erkenntnis, daß wir etwas Falsches gewollt und getan haben, wäre mit dem falschen Willensakte selbst begrifflich ausgeschlossen, denn etwas durchaus Notwendiges, Determiniertes kann nicht als falsch bezeichnet werden. Die Erkenntnis, falsch geurteilt und falsch gehandelt zu haben, wäre selbst ein großer Irrtum.

Gerade deshalb aber, weil wir im Denken und Wollen durch die äußeren Gegenstände und Erscheinungen beeinflusst sind, aber unser Denken und Wollen selber nicht determiniert, sondern diesem Einfluß gegenüber frei ist, ist der Irrtum auf Seiten des Denkens und Wollens möglich. Ja, wir müssen sogar weiter gehen und sagen: Ohne Beeinflussung durch äußere Eindrücke gebe es gar keinen freien Willen, kein freies Denken, denn die Freiheit zeigt sich doch nur in der freien Entscheidung im Denken und Wollen über die Beeinflussung. Das Denken verwandelt die äußeren Einflüsse auf das Denken und Wollen in innere Entscheidungsgründe, das Wollen in innere Beweggründe oder Motive. In dieser Umwandlung zeigt sich die Freiheit des Denkens und Wollens. Ziehen wir die Beeinflussung ab, wem gegenüber soll denn Denken und Wollen frei sein? Es wäre da, frei sich selbst gegenüber, aber ohne Objekte, die der Begriff des Denkens und Wollens doch fordert, das Denken und Wollen müßte seine Objekte selber machen, die Welt wäre nicht etwa eine Welt der Vorstellung im Sinne Kants, denn hinter dieser Welt steht das unerkennbare „Ansichsein“ der Dinge, die Welt wäre bloßer Schein und keine Wirklichkeit. Es ist genau so, wie mit dem Begriffe des „Guten“. Das, was wir unter diesem Begriffe verstehen, ist ohne das Böse, gegen welches das Gute kämpft, nicht denkbar, also nur denkbar im Kampfe gegen das

Abse, das Streben nach Wahrheit nur denkbar im Kampfe gegen den Irrtum, die Freiheit im Denken und Wollen nur denkbar im Kampfe gegen den Zwang der Beeinflussung.

Infolge dieser Ueberlegung kommen wir zu einem sehr interessanten Problem und dessen Lösung: Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat die Naturwissenschaft in der Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Welt die Philosophie abgelöst, und zwar insofern mit Recht, als eine gründliche, spezialwissenschaftliche Untersuchung der anorganischen und organischen Materie und damit der Entwicklung der Vernunft selbst für den Fortschritt in der Wissenschaft und Erkenntnis notwendig ist. Das Resultat dieser Untersuchung der Welt als Objekt unserer Erkenntnis ist nun nach Darwin und Häckel der strenge Materialismus. Die Materie ist Ursache und aus ihr entwickelt sich das organische Leben von der Pflanze zum Tier, vom Tier zum Menschen und, wenn auch die folgenden Naturforscher mit Recht den Zweifel äußern, daß es nicht denkbar sei, wie sich aus der toten Materie das Leben solle entwickeln können, so hat Häckel doch in gewissem Sinne Recht und es bildet sich eine Kluft zwischen seiner Lehre und der Lehre der Geistesphilosophie von Fichte, Schelling, Hegel bis Eduard von Hartmann, welche die Ursache im Geiste sucht. Wie ist diese Kluft zu überbrücken, dieser Widerspruch zu lösen, die Naturwissenschaft mit der Philosophie zu vereinigen? Dieses Problem zu lösen, ist die Aufgabe der jetzigen Philosophie und dieses Problem wird gelöst, wenn wir uns klar machen, daß das Objekt unserer Erkenntnis stets Wirkung, Folge eines Grundes und niemals Ursache ist, daß also die Welt als Objekt unserer Erkenntnis, wie sie von der Naturwissenschaft untersucht wird, der strengen Causalität von Grund und Folge unterliegt und in ihr die Ursache selbst nicht zu finden ist, sondern vorausgesetzt werden muß, denn, ganz abgesehen von der Lehre Kant's, es ist klar, daß wir nur die Einwirkungen der Dinge auf unsere Sinne sinnlich wahrnehmen, nie die Dinge an sich, daß der Naturforscher also mit seinen Schlüssen, deren Wichtigkeit er in dieser Welt, also im Objekt selbst zu beweisen sucht, nur immer wieder auf eine Wirkung stoßen wird, die Folge eines Grundes ist.

Wir müssen also sagen: der Naturforscher hat Recht oder mag Recht haben, er übersteht aber, daß er nur das Objekt unserer Erkenntnis, also nur die Einwirkungen des Wesens der Welt auf unsere Erkenntnis untersucht und die erkennende Kraft selbst voraussetzt, während die Geistesphilosophie diese erkennende Kraft selbst, also etwas anderes untersucht.

Damit fällt der Widerspruch fort zwischen den Resultaten der Naturwissenschaft und Philosophie, denn er wäre nur vorhanden, wenn beide dasselbe Objekt untersuchen würden.

Man darf sich hierbei nicht dadurch täuschen lassen, daß die Naturwissenschaft anscheinend bei Untersuchung ihres Objekts das erkennende Subjekt in den konkreten Erscheinungen des organischen Lebens entdeckt zu haben glaubt, diese Erscheinungen, wie z. B. der individuelle Mensch, sind selbst nur Einwirkungen, Folgen eines Grundes, man kann beim individuellen Menschen sagen: Objekt seiner Selbsterkenntnis, aber nie selbst Subjekt, nie Träger der erkennenden Kraft. Unser Bewußtsein klebt an den Objekten, denn Denken und Wollen verlangen Objekte, die gedacht, gewollt werden, und es ist klar, daß das Bewußtsein an diesen Objekten erwacht und von ihnen festgehalten wird.

Auf dieser Grundlage lassen sich Naturwissenschaft und Philosophie und deren Resultate vereinen; die ersten untersucht das Objekt, die zweite das Subjekt des Denkens und Wollens, im Denken und Wollen sind wir frei, also ursprünglich, denn Freiheit kann nicht Folge eines Grundes und damit mechanisch determiniert sein, wohl aber kann Denken und Wollen in der Ursache wurzeln, das Erkennen aber in die Wirkung der Ursache fallen. Der Begriff der Ursache verlangt den der Wirkung, eine Ursache ohne Wirkung ist keine Ursache. Denken und Wollen sind aber nach Beurteilung unserer Vernunft unmöglich Kräfte, welche reale Objekte erzeugen können. Die vom reinen Denken und Wollen erzeugten Objekte sind Bilder der Phantasie, können Bilder realer Objekte sein, aber nicht reale Objekte selber. Die die Welt erzeugende Kraft muß daher in der Ursache selbst ihren Grund und ihr Wesen finden, also muß die Ursache selbst insofern auch Objekt des Denkens und Wollens sein, als ihre Einwirkung auf das Denken und Wollen unsere Wirklichkeit, unsere Welt schafft.

Eine Ursache nun, ein ursprüngliches Wesen, welches Denken und Wollen, das, was wir Geist nennen, und was Grundlage unserer Vernunft bildet, erzeugt, erfüllt den Begriff des „Subjekts“, und zwar des ursprünglichen, ursächlichen, also *subiecti*, welches als Ursache sich unserer Erkenntnis entzieht, da wir nur Wirkungen erkennen. Die Naturwissenschaft zeigt uns die Welt als Weltentwicklung von der Materie durch das organische Leben hindurch zum Menschen. Die Philosophie erfüllt ihre Aufgabe, indem sie aus diesem Objekt unserer Erkenntnis die richtigen Schlüsse

zieht auf das Subjekt, zunächst auf unsere eigene menschliche Vernunft als Quelle der Erkenntnis. Der Schluß muß dahin gehen, daß unsere Vernunft selber als Wirkung der Ursache, richtiger gesagt, als Tätigkeit, Kraftäußerung des ursprünglichen Subjekts der Entwicklung unterliegt, also ein werdendes Erkennen mit dem Ziele des Bewußtseins ist, also Vernunft mit werdendem, sich entwickelndem Bewußtsein. Ist die Ursache selbst Objekt dieser werdenden Erkenntnis, so ist klar, daß sie, die Ursache, das ursprüngliche Subjekt vom werdenden Erkennen nach und nach erkannt wird, also genau das Bild zeigt, welches uns die Naturwissenschaft produziert, nämlich das Bild einer Entwicklung vom Unbewußten, der Materie, hinauf zur bewußten Vernunft im Menschen.

Die Vernunft, unser Erkennen, unser Denken und Wollen steht nun nicht dualistisch der Welt als ihrem Objekte gegenüber, sondern ist mit diesem, ihrem Objekt vereint und findet mit ihm ihr Wesen und ihre Realität im ursprünglichen Subjekt. Somit ist unsere Welt nicht Schein, sondern Wirklichkeit, unsere uns erkennbare Wirklichkeit, deren ursprüngliches Wesen allerdings unsere Erkenntnis übersteigt, ihr aber nicht widerspricht. Die Naturwissenschaft gibt in ihrem Resultate übereinstimmend ein Bild der Weltentwicklung, der Entwicklung der Materie zum Geist, der Urzellen zur Vernunft im Menschen. Sie macht aber dabei in ihren Schlüssen, die sie aus dieser Entwicklung zieht, einen Fehler, den auch einige Philosophen der Geistesphilosophie begehen, daß sie das Wesen der Entwicklung, also das, was sich entwickelt nach dem Anfange beurteilt: Im Anfang war die Materie und sie bleibt in allen Entwicklungsstadien, also ist sie das Wesen der Entwicklung, das Wesen der Pflanze, des Tieres, des Menschen. So lautet ihr Schluß.

In der Philosophie hat eigentlich nur Hegel den Entwicklungsgedanken richtig ausgeführt: Was sich entwickelt, entwickelt sich nur zu sich selbst, zu seinem eigenen Wesen, das Wesen zeigt sich nicht im Anfange, sondern im Resultat der Entwicklung, und das Resultat dieser Entwicklung ist die Vernunft im Menschen und die Vernunft im absoluten Sinne ist Ziel und Ursache der Entwicklung, welche uns das Bild eines Kreises gibt, dessen Ende in den Anfang zurückkehrt. Ich bemerke hierzu, daß wir in der Tat das Bild eines Kreises haben, wenn wir die Welt zum Objekt unserer Erkenntnis machen eines Kreises, der von der toten Materie zum Leben und vom Leben wieder in die tote Materie geht. Daß die Materie in allen Stadien bleibt, ist leicht dadurch zu erklären, daß eben die ursprüngliche Kraft auf das Erkennen als Materie wirkt und deshalb in jedem Objekt unseres Erkennens die Materie bleibt, beharrt, das sich Entwickelnde ist der Geist.

Hegel findet in der Entwicklung den Begriff der Selbstverwirklichung und nimmt deshalb als Wesen der Ursache die absolute Vernunft an, die sich in der Weltentwicklung selbst verwirklicht und im werdenden Erkennen Ziel und Aufgabe des Menschen ist.

Schopenhauer und Hartmann machen nicht den Fehler, den der Materialismus macht, sie gehören zur Geistesphilosophie, aber sie machen den Fehler, daß Schopenhauer in der Geistesentwicklung den blinden Willen als Wesen annimmt und Hartmann den unbewußten Geist, weil sie als Anfang der Geistesentwicklung erscheinen. Beides ist falsch. Wenn wir sagen, daß die Geistesphilosophie die Aufgabe hat, aus dem Resultat der Naturwissenschaft auf die Aufgabe des Menschen zu schließen, so darf sie nicht den Menschen nach dem Tiere beurteilen, weil es dem Menschen zeitlich in der Entwicklung vorangeht, nicht seine tierischen Eigenschaften als Material ansehen, mit dem er seine Aufgabe zu lösen hat, sondern die Vernunft in ihm als sein Wesen betrachten, welche er in seinen Taten verwirklichen soll, und welche er verwirklichen kann, weil eben die Vernunft sein Wesen ist und nicht der tierische Instinkt.

Blicken wir in die Vergangenheit, so machen wir dieselbe zum Objekt unseres Denkens und sie scheint uns streng kausal nach Grund und Folge determiniert zu sein, aber die innere Stimme unseres freien Denkens und Wollens, die Stimme des Gewissens, belehrt uns eines anderen und sagt uns, daß wir für alle unsere Urteile und Taten die Verantwortung tragen.

Mit freiem Blick, mit freiem Denken und Wollen blicken wir in die uns unbekannt Zukunft vor unserem Eintritt in die Welt mit dem Gefühl voller Verantwortlichkeit und mit der Hoffnung, alle Hindernisse besiegen zu können. Auf dem freien Denken und Wollen bauen wir unsere Bestimmung auf, aus unserer Bestimmung fliehen unsere Taten. Wir können nicht durch die Wand, wie man zu sagen pflegt, aber es gibt Hindernisse, die zu bewältigen sind und die bewältigt werden müssen, um die Vernunft in uns zur Herrschaft zu bringen. Hier liegt des Menschen Aufgabe.

Die Ursache, die ursprüngliche Kraft, in deren Tätigkeit das werdende Erkennen und mit ihm die ganze Welt fällt, erfüllt den Begriff Gottes, in der Freiheit unseres Denkens und Wollens wurzeln wir in Gott, diese Freiheit ist das Pfund, mit dem wir arbeiten sollen.

In der Freiheit und darum Ursprünglichkeit des Denkens und Wollens wurzeln wir in Gott und sind mit ihm identisch. Denken und Wollen nennen wir Geist, dieser in Gott wurzelnde mit ihm identische Geist ist das heilige Geschenk Gottes. Hier spricht die Philosophie das Wort der Trinität aus: Gott und Mensch identisch im Geist. Aber der Mensch als Individuum, an dem sein menschliches Bewußtsein haftet, ist nicht Gott, Gott ist seine Aufgabe, die er in der Entwicklung seines Denkens und Wollens durch Taten löst, in denen er die Vernunft zur Herrschaft bringt.

Raum und Zeit sind nicht Formen der Ursache, sondern ihrer Wirkung, also unserer Wirklichkeit, sie sind Formen des werdenden Bewußtseins der Vernunft in ihrer realen Verbindung mit der Welt als Wirkung Gottes auf die Vernunft. Das Resultat und damit das Wesen der Weltentwicklung ist der Mensch. Die Weltentwicklung ist Menschwerdung und, da sie Menschwerdung, Wirkung Gottes ist, Menschwerdung Gottes. Die Menschwerdung Gottes ist die Welterschöpfung im philosophisch-religiösen Sinne.

Das griechische Johannis-Evangelium beginnt mit den Worten: „Im Anfang war der Logos, und der Logos war bei Gott, und Gott war der Logos.“ Uebersetzen wir das griechische Wort „Logos“ nicht wie Luther mit „Wort“, sondern mit „Weltseele“ oder Weltvernunft, was eigentlich der Sinn ist, den die griechische Philosophie in das Wort „Logos“ legt, so heißt es: „Im Anfang war die Vernunft und die Vernunft war bei Gott und Gott war die Vernunft. Alle Dinge sind durch die Vernunft gemacht und ohne die Vernunft ist nichts gemacht, was gemacht ist. Und die Vernunft ward Fleisch“ usw., d. h. die Vernunft, die allgemeine göttliche Vernunft, die der ganzen Welt zugrunde liegt, denn in dieser, unserer Welt geschieht nichts, was nicht begründet, also der Vernunft entsprechend ist, ist „Mensch“ geworden. Diese Vernunft zur Herrschaft zu bringen, ist Aufgabe des Menschen, er ist frei im Denken und Wollen, frei in seiner Gesinnung, die ja nur Ausdruck des freien Denkens und Wollens ist, er kann deshalb auch unvernünftig handeln, er kann, aber er muß nicht. Die Vernunft zeigt ihm die Ideale des Guten und Wahren, die im Begriffe des „Vernünftigen“ liegen und diese Ideale soll er in Taten verwirklichen. So sehen wir, wie die philosophische Weltanschauung, die auf der Vernunft beruht, uns selber die Pforten öffnet zur christlichen Religion.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung und wollen mit einem kritischen Rückblicke auf das Gesagte schließen:

Betrachten wir die Entwicklung, wie sie die Naturwissenschaft schildert, als unabhängig vom Erkennen objektiv real, so stoßen wir auf unlösbare Widersprüche. Eine Weltanschauung muß aber der Vernunft entsprechen, sie darf mit den Schranken der Vernunft rechnen, wie es die Kritik Kant's getan hat, sie darf aber nicht undenkbar sein, nicht dem vernünftigen Denken widersprechen.

Die Naturwissenschaft findet das reale Wesen in den konkreten Einzeldingen, der Begriff ist abstrakt, ein Name, aber nicht real. Allein durch die konkreten Einzeldinge läßt sich die Entwicklung selbst nicht erklären. Daß aus der toten Materie sich das Leben entwickelt, ist undenkbar und unmöglich. Das haben auch die Vertreter der Naturwissenschaft nach Hädel eingesehen. Allein wir können auch ebenso wenig denken, daß eine konkrete Pflanze jemals ein Tier, ein konkretes Tier, jemals ein Mensch wird, obwohl die Pflanze

eine Entwicklungsstufe ist, auf welche das Tier, das Tier eine Entwicklungsstufe ist, auf welche der Mensch folgt und die Naturwissenschaft uns diese Reihenfolge der Stufen einleuchtend zu erklären scheint. Diese Undenkbarkeit wird gehoben durch die obige Betrachtung: Die der Entwicklung des Geistes und der Vernunft ursächlich zugrunde liegende Kraft verwirklicht und verkörpert sich in ihren Wirkungen auf das Erkennen als Unbewußtes in der sogenannten toten Materie, als steigendes Bewußtwerden im organischen Leben der Pflanze, des Tieres, des Menschen, als den Objekten des sich zeitlich entwickelnden Erkennens, den Objekten und zugleich Organen, Werkzeugen, mit denen sie weiter schafft, an denen das Bewußtsein erwacht, die aber nie Träger des Bewußtseins, sondern Objekte des Bewußtseins sind und als Einzeldinge Kraftankerungen bleiben, wobei in allen Stufen der Entwicklung die Materie beharrt und beharren muß, weil die Kraft auf das Erkennen räumlich, das heißt als Materie wirkt.

Lassen wir zunächst die religiöse Betrachtung beiseite, so ist, rein philosophisch geschlossen das Wesen der Welt ursächliche Kraft, nicht konkret, sondern abstrakt gedacht, da wir die Kraft als solche nur ihrem Begriffe nach kennen, in deren Wirkung Geist und Materie fallen. Die Kraft erzeugt die Vernunft mit zeitlichem, also werdenden Bewußtsein, im werdenden Bewußtsein wirkt die Kraft als Materie, die Kraft als Objekt des Erkennens ist Materie, welche selbst Kraftankerung ist, und beharrt als Materie in allen einzelnen Objekten des Erkennens.

Das Wesen, welches sich entwickelt, ist die Vernunft, diese Entwicklung der Vernunft muß sich hiernach, wenn wir sie zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchung machen, was die Naturwissenschaft tut, als Weltentwicklung von der Materie zum Geiste zeigen, von der toten, unbewußten Materie zur lebendigen Vernunft im Menschen, diese Betrachtung des Objekts führt demnach notwendig zum Materialismus, der aber eben nur für das Objekt des Erkennens gilt und das Subjekt voraussetzt.

Ohne Objekt ist Denken und Wollen, also auch das Erkennen unmöglich, also muß das Bewußtsein des erkennenden Subjekts an den Objekten erwachen und an ihnen haften. Was wir erkennen, ist dem Werden, also dem Entstehen und Vergehen unterworfen, also auch das Individuum als Objekt des menschlichen Selbstbewußtseins und der menschlichen Selbsterkenntnis, der einzelne Mensch, das Individuum, wird geboren, lebt und stirbt, aber sein wahres Selbst wurzelt mit der Freiheit des Denkens und Wollens in der ewigen beharrenden Kraft, dem Wesen der Welt, welches wir zunächst als Subjekt, weil Träger der sich entwickelnden Vernunft, dann als Gott fassen mußten. Unsere Vernunft schafft uns die Grundlage unserer Erkenntnis, indem sie die äußeren Grundkräfte auf unsere fünf Sinne unter Begriffe bringt.

Die Kunst geht den umgekehrten Weg: sie verdichtet Gedanken, also Begriffe, zu einer äußeren, konkreten Gestaltung im Kunstwerk. Die Naturwissenschaft hat uns gezeigt, wie die Welt als Weltentwicklung den Vernunftgesetzen unterliegt, die Vernunftgesetze sich in dieser unserer Welt verwirklichen. So ist denn die Welt selbst ein Kunstwerk, in dem die Vernunft im äußeren Bilde sich verkörpert. Den Künstler selber werden wir nicht gewahr. Ich gedenke der herrlichen Worte des Marquis Posa im Don Carlos von Schiller:

„Bescheiden verhält er sich in ewige Gesetze,
die steht der Freigeist und nicht ihn. Wozu
ein Gott! sagt er, die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn so,
wie dieses Freigeists Lästerung gepriesen.“

Fritz Breusch / Die Gabelung der höheren Schulen, ein Kulturproblem.

(Eine Erwiderung.)

In der Pyramide vom 12. Dezember 1920 hat sich Herr Franz Schnabel in einem langen Aufsatz mit meinen und meines Kollegen J. Weiß Ausführungen in den „Südwestdeutschen Schulblättern“ über die Gabelung der höheren Schulen beschäftigt. Anfragen aus meinem etwas realistischen Bekanntenkreis, ob denn ich den genannten Aufsatz verstehe, ermutigen mich zu dem Geständnis, daß meine schlicht humanistische Erziehung mit nachfolgender exaktwissenschaftlicher Ausbildung mich nicht befähigt haben, der Lyrik jenes Feuilletons allenthalben zu folgen. Das liegt gewiß zum Teil an mir, sofern ich logische Zusammenhänge suche, wo gar keine beabsichtigt sind, zum Teil aber auch an der redendigen Art meines philologischen Kritikers, der möglicherweise vorhandene, wesentliche Ge-

dankengänge hinter soviel Worten versteckt hat, daß meinesgleichen sie nicht mehr auffinden kann.

Ueber meinen Aufsatz ist nur teilweise richtig, zum Teil aber irreführend referiert. Als entscheidende Prämisse meiner Ausführungen ist der Satz angegeben, daß „aller Kulturfortschritt auf den Leistungen des gründlichen Fachwissens beruht“. Zu dem Satz bekenne ich mich, aber er ist nicht meine Prämisse. Was der Pyramidenartikel gegen ihn anführt, er sei überlebt, und was er ihm weisagt, nämlich ein baldiges Ende, ist belanglos, weil beweislos. Denn die unmittelbar anschließende Benachrichtigung der Öffentlichkeit, daß Herr Schnabel und andere „den Menschen suchen“, ist keine Widerlegung meines Satzes; ebensowenig der Versuch eines Beweises consensu om-

nium gentium mit Hilfe der zahlreichen Hörer — wo sind die heute nicht zahlreich! — mancher modernen Philosophen.

Nicht verpflichtende Beweise nach Art des eben angeführten bilden überhaupt neben gänzlich beweislosen Behauptungen das dürftige Material, das gegen uns ins Feld gestellt wird. Bald marschieren Autoritäten auf, gegen die die Masse nichts zu sagen hat, bald Massen, gegen die es keine Autorität gibt, auch dann nicht, wenn sie wie die heutige Jugend nach Herrn Schnabels eigener Ansicht gar nicht wissen, was sie eigentlich wollen. Bald sollen wir uns vor antiken Rektoratsreden beugen, die mit ihrem konventionellen Höflichkeitsaustausch genau so wenig Anlaß hatten, gegen die Herrschaft der Philologie Sturm zu laufen, wie etwa gegen die der Hohenzollern, bald vor Organisationsmaßnahmen technischer Hochschulen, die falsch datiert und willkürlich gedeutet werden. Zur Begründung tollster Paradoxa wird eine gänzlich anonyme Erfahrung als Zeugnis geladen.

Der Gedankengang unseres Kritikers ist — aus genannten Gründen ohne Gewähr — etwa folgender: Die Wissenschaften sind einzuteilen in technische und Geisteswissenschaften. Die letzteren pflegen die Ideale, das Geistige im Menschen, das „psychologische Taktgefühl“, das „stille und ästhetische Gefühl“, die „Kenntnis menschlicher Empfindungen, Vorstellungswelten und Kulturzustände“. Man beachte, was alles zu diesen idealistischen Wissenschaften gerechnet wird: U. a. die Neusprachen, deren Unterricht seinerzeit aus reinen Nützlichkeitserwägungen eingeführt wurde — die Sprache Dantes wird an unseren höheren Schulen nicht gelehrt und nur von einer Minderzahl von Lehrern verstanden — und bis heute die Spuren nächster Nützlichkeit in einem Grade aufweist wie kein anderes Fach; was ich persönlich Ihnen übrigens durchaus nicht übel nehme. Sodann die Historie, deren Idealismus von derselben Art ist, wie der des Staatskirchentums. Denn die von ihr vermittelten Ideale mußten für die Mächtigen im Staate Vorteile bringen, und ihre Lehrstühle waren der Hauptsache nach Institute für königlich preussische Heldensage. Grundsätzlich wird das auch in Zukunft nicht anders werden; denn stets ist das Rohmaterial der Geschichtsschreiber nur eine Auslese aus der Unendlichkeit des Geschehens, und diese Auslese erfolgt willkürlich, nach vorgefaßten Tendenzen, für die bewußt oder unbewußt die materiellen Existenzbedingungen des Auslesenden — Herkunft und Erziehung, wirtschaftliche Lage, gesellschaftlicher Verkehr usw. — maßgebend sind; daher denn auch über den nämlichen Geschehniskomplex jede Partei und jede Nation ihre eigene Geschichtsschreibung hat.

Uns widmet unser germanistisch-historischer Kritiker die üble Nachrede, daß wir die Geisteswissenschaften abschaffen wollten. Das ist unrichtig. Abschaffen wollen wir nur den Zwang zum Besuch der literarischen Anatomien, in denen Fachgenossen des Herrn Schnabel als Profektoren walten, und zu der Aufnahmehorei über literarische Leichenteile, die vielen von uns bis ins Alter in schrecklicher Erinnerung bleibt.

Von all den schönen Sachen, die der Aufsatz namens der Geisteswissenschaften etwas reklamehaft feilbietet, haben nach derselben Quelle die technischen Wissenschaften einschließlich Mathematik nichts aufzuweisen. Ihre Sache ist, sofern sie sich nicht ausgiebig philologisch befruchten lassen, die „Weiterleitung überlieferter Erkenntnisse und Handgriffe“, ihre nicht mit „Geisteswissenschaft“ geblühten Jünger sind „Kärner- und Diener-Naturen, denen Herr Schnabel eine böse Zukunft prophezeit, nämlich eine Art geistiger Invalidität und Leistungsunfähigkeit im eigenen Beruf, rasche Ueberflügelung durch die fachbildungsfeindlichen Menschensucher seiner eigenen Kreise, und jedenfalls dauernde Unfähigkeit zum Führerberuf. Denn das Patent für letzteren verleiht ganz allein Herr Franz Schnabel; siehe dazu die letzten zwei Spalten seines Artikels!

Hier muß ich unsern Angreifer bitten, seinen Gedankenflug zu unterbrechen, damit er wieder Boden unter die Füße bekommt und mit etwas Selbstbesinnung einsehen kann, zunächst hinsichtlich der kulturell-ideellen Bedeutung seiner eigenen Fächer, sodann hinsichtlich seiner persönlichen Eignung zur Wertung der unsrigen. Diese und die Auswertung ihres geistigen Gehalts überläßt er besser uns. Um ihm diesen Entschluß zu erleichtern, will ich ihm verraten, daß die Erkenntnistheoretiker der Exaktwissenschaften, die Logiker, Axiomatiker, Naturphilosophen und Relativitätstheoretiker, die die Grundlagen unseres Wissens mit ungeahntem Erfolg untersuchen, dies erst unternommen haben, nachdem die philologisch orientierte Philosophie, die solches Untersuchen für ihr Privileg hielt, sich dazu als unfähig erwiesen hatte; aus Mangel an primitiven Kenntnissen nämlich über diese wesentlichen Bestandteile unserer Kultur. Und ich muß demnach den philosophischen Autoritäten des Herrn Schnabel den Besitz der von ihm vererbten Allgemeinbildung absprechen.

Vielleicht wird unser Kritiker nun wieder von Weltkummer befallen und findet diesen Standpunkt wieder „erkennlich und bitter zugleich“ — der Zweck solcher überheblicher und grotesk

wirkender Redensarten ist unklar —, aber ich wollte ihn erinnern, daß der Begriff „Allgemeinbildung“, wenn man ihn wirklich verpflichtend aufzustellen sucht, umfassender sein muß, als er es haben möchte. Zum Trost will ich ihm verraten, daß ich mich selbst auch nicht für „allgemein gebildet“ halte, und ihn ebenso wenig. Die Allgemeinbildung ist halt, was ich sagte: Ein Popanz, ein Idol, ein Unerreichbares, und, weil den besten aller Grundsätze „non multa, sed multum“ verlegend, etwas Schädliches. Gerade im Interesse geistiger Vertiefung, einer innerlichen, der Oberflächlichkeit und geistigem Dilettantismus abholden Bildung ist dieses bisherige Lehrziel der höheren Schulen zu verwerfen. Längst ist das Zeitwissen dem Einzelnen über den Kopf gewachsen und der Rückzug aller erfolgreichen Gelehrten auf intensive Kenntnis eines Spezialgebietes ist nicht die Folge einer „Kärner- und Diener“-Anlage, sondern die Frucht einer Unmöglichkeitseinsicht, zu welcher sich vielleicht Herr Schnabel in kommenden Lebensjahren auch bekennen wird, verbunden mit dem moralischen Mut, inmitten einer Welt von „Gebildeten“ etwas nicht zu wissen.

Die Jagd nach der Allgemeinbildung hat dem Gymnasium schon ein Stück seiner alten humanistischen Reinheit und damit seiner Stärke gekostet; sie hat der Oberrealschule neue Fächer aufgenötigt, ihre Schüler zu geistiger Ueberflügelung und Zersplitterung, ihren Aufbau zu organisatorischen Unmöglichkeitkeiten geführt. Sie hat endlich die schulpolitische Mißgeburt des französisch fundierten „Realgymnasiums“ mit seinem sprachlichen hysteron-proteron erzeugt, die nicht Fisch, noch Fleisch ist, und auf die nach beiden Seiten hin das Schillerische Wort paßt:

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das hat ihr ihm glücklich abgequakt!“

Aus dem dadurch geschaffenen unbefriedigenden Zustand unseres höheren Schulwesens werden wir nicht herauskommen, wenn wir uns nicht auf eindeutige, klare und im demokratischen Staat haltbare Prinzipien besinnen. Die Individualinteressen der Schüler sind kein solches Prinzip, denn sie sind nicht eindeutig; dies um so weniger, wenn für sie die Interessen der Lehrer untergeschoben werden. Als groteskes Beispiel führe ich an, daß Herr Schnabel das „unveräußerliche und ewige Recht“ des Schülers konstruiert, sich nicht etwa durch freie Fachwahl dem Lehrbedürfnis einzelner Lehrer entziehen zu dürfen, auch wenn dieses völlig einseitig und ohne Gegenliebe bleibt, bei Strafe des Ausschlusses von der Hochschule. Die Mehrdeutigkeit der leitenden Prinzipien wird immer wieder Parteien auf den Plan rufen, die die Frage nicht einer Entscheidung nach Vernunftgründen zubringen, sondern Willen gegen Willen setzen, und schließlich zu einer Stagnation des Schulproblems bei unbefriedigenden Kompromissen kommen. Demgegenüber betone ich als selbstverständliches, eindeutiges und ertaulicherweise infolge der politischen Untertanenträgheit bisher vergebliches Prinzip das Recht der steuerzahlenden Allgemeinheit auf eine ökonomisch rationelle Verwendung der für Schulzwecke bereitgestellten Mittel und den Anspruch des Volksganges auf Erfüllung derjenigen Pflichten durch die Schule, die ihr durch Lebensinteressen der Nation auferlegt werden.

Zu den letzteren gehört die unfruchtbare, in ihrem Ziel unmögliche und kulturell nicht wünschenswerte Allgemeinbildung nicht. Sie entspricht auch individuell genommen nur dem Prestige- und gesellschaftlichen Renommierbedürfnis der geistig uninteressierten Mittelmäßigkeit und des fleißigen Strebertums, kurz des prädestinierten Bananentums auf unseren Schulbänken, während die besten Köpfe unter unsern Schülern durchweg schon in Oll ausgesprochene Neigung nach der einen und häufig direkte Abneigung nach der andern Seite hin zeigen. Ich habe darin mehr Erfahrung als Herr Schnabel.

Besagte Mittelmäßigkeit würde bei Durchführung der Gabelung nach meinen Vorschlägen zwischen zwei Stählen sitzen. Denn ich kann natürlich leichter und bestimmter einem Schüler testieren, daß er sich z. B. nicht fürs exaktwissenschaftliche Studium eignet, als daß er überhaupt zum Studium ungeeignet sei.

Ich konnte also, unbehindert von Götzentum, an die Deduktion meiner Forderungen für unser künftiges Schulwesen herangehen, und ich habe, wie auch mein Gegner zugibt, auf meiner Basis durchaus logisch zwingend und folgerichtig mein Gebäude aufgerichtet. In der Schilderung in der „Pyramide“ erscheint es in wesentlichen Teilen verzerrt. Trotzdem kann ich mich, schon aus Zeitmangel, nicht entschließen, meine eigenen Gedankengänge hier nochmals zu entwickeln; sie finden sich für Interessenten in Heft 11 der „Südwestdeutschen Schulblätter“ von 1920 unter dem Titel „Polemik zur Gabelungsfrage“. Der Leser kann dabei durch Vergleich mit dem „Pyramiden“-Aufsatz auch gleich feststellen, wie man „auf der Höhe vollkommenen Menschentums“ fremde Ausführungen einstellen kann.

Endlich einige Neuherlichkeiten! Meine knappe und „maf- sive“, „selbsterhellende“ usw. Ausdrucksweise tut unserem empfind-

namen Angreifer wach und er möchte gern ein Wortpostler zwischen seinem Gemüt und meinen Folgerungen haben. Er selbst aber legt sich, wie alle Gemütsmenschen, keinerlei Zwang auf, wird so persönlich ausfällig, daß er seinesgleichen schwer verwunden würde, und schlämpft unseren Standpunkt „unsagbar klein“ und „veraltet“, „subaltern“ und „banal“. Doch sind diese Vorwürfe nicht sein geistiges Eigentum. Jüngere als er haben sie vor ihm gegen die Befürworter der Gabelung erhoben, nämlich die Schülerversammlungen verschiedener Gymnasien, die in organisierten Kinderkreuzzügen unsere Reformbestrebungen als kulturfeindlich und banal brandmarkten. Und sie hatten

Ihren Kinder glauben, ihre bona fides bei diesem törichten Akt gleich Herrn Schnabel aus einer unausrottbaren, antikeberischen Tradition; nämlich von einem Teil ihrer Lehrer, die ihn selbst wieder, mit der Erbsünde zugleich, von den übrigen übernommen hatten.

Wir ertragen's. Auch wie Herr Schnabel die von uns befristeten Schulgattungen taufen will, ist mir gleichgültig. Nur um deren Berechtigung, ihre Schüler zur Hochschule zu entsenden, und dabei um Berücksichtigung ihres Lehrplans möchte ich ihn bitten. Denn mir ist der Begriff alles, das Wort nichts; weil ich Mathematiker bin und nicht Philolog.

Franz Schnabel / Schlusswort.

Die amüsante Erwiderung ist gar nicht so nüchtern und so mathematisch exakt, wie Herr Breusch von sich und seiner geistigen Konstitution rühmt und wie er bei der Entwicklung seiner Gedankengänge in den Süddeutschen Schulblättern auch tatsächlich sich gezeigt hatte. Als großer Verehrer des einem mathematischen Jahrhundert entstammenden Esprit classique hatte ich mich an seiner konsequenten und lückenlosen Beweisführung gefreut und dies auch ausdrücklich betont; aber ich hatte in seiner Voraussetzung des prolog pseudos zu finden geglaubt. Da jedoch Herr Breusch keine Zeit zu haben erklärt zur Begründung seiner Behauptung, ich hätte über seine Ausführungen irreführend referiert, so muß ich mich ja wohl bescheiden. Immerhin ist es auffallend, daß Herr Breusch jetzt in seiner Erwiderung seinem Geiste und seiner Wissenschaft nicht treu geblieben ist und daß er, statt den Kern der Streitfrage klar herauszuheben und meine angeblich beweislosen Behauptungen zu widerlegen, nun von diesem nüchtern und einfachsten Verfahren peinlich sich fernhält und mit den Mitteln der von ihm so sehr belächelten Rhetorik, mit Ironie und Spott über die entscheidenden Punkte hinwegleitet. So wird es denn die Aufgabe des „redaktionellen Revisoriums“ sein, nun auch seinerseits „aus der Rolle zu fallen“ und ganz nüchtern und Schritt für Schritt zu zeigen, wie auch ein „exakter Wissenschaftler“ gelegentlich einmal, wenn sein Zweck es verlangt, auf scharfe Begriffsbildung und verpflichtende Begründungen zu verzichten vermag. Ich stelle also fest:

1. Alles, was Herr Breusch über den unbefriedigenden Zustand unserer höheren Schulen sagt und was er insbesondere über den Betrieb des historischen und des sprachlichen Unterrichts vorbringt, kann gegen meine Ausführungen schon deshalb nichts beweisen, weil ich selbst es an Kritik in dieser Hinsicht wahrhaftig nicht habe fehlen lassen. Ich brauche deshalb auch im Einzelnen nicht nachzuweisen, daß die Bilder, die er von diesem Unterricht entworfen hat, vielfach Karikaturen darstellen, die in der Vergangenheit öfters vorgekommen sind und die es gegenwärtig wohl auch noch hin und wieder geben wird — wie ja wohl auch die andere Fakultät Lehrer haben wird, die über eine gewisse Grenze nicht hinauskommen. Aber immerhin: auch nach Abzug dieser Zerrbilder bleibt der unbefriedigende Zustand unseres höheren Schulwesens bestehen. Ich habe den Grund davon zu zeigen versucht und dargelegt, daß sich hieraus durchaus kein Zwang zur Gabelung ergibt. Herr Breusch geht auf diese Ausführungen auch nicht mit einem einzigen Worte ein, obwohl sie recht eigentlich in das Zentrum des ganzen Problems hineinführen.

2. Statt dessen verrät er mir in kollegialer Weise mancherlei über den Wert der technischen Wissenschaften und der Mathematik, den ich freilich mit keinem Worte in Frage gestellt habe; denn weder habe ich mir die „persönliche Eignung“ dazu ausgesprochen, noch hatte ich überhaupt Grund, über diesen Gegenstand zu handeln. Mein ganzer Aufsatz wandte sich ja einzig und allein gegen den Vorschlag, die Pflege der Geisteswissenschaften schon auf der Schule zugunsten der technisch-naturwissenschaftlichen Berufsausbildung zu beschränken. Es ergab sich also aus dieser Problemstellung ganz selbstverständlich, daß ich den Begriff der Allgemeinbildung nach der Seite hin zu verteidigen hatte, von wo er angegriffen war, und daß ich also den Wert der Geisteswissenschaften herausheben mußte. Daß man andererseits den lateinisch-französischen Geist ohne mathematische Schulung nicht voll erfassen kann und daß dem Axiomatiker der Eintritt in die platonische Akademie vergeschlossen war und ist — das brauchte ich doch Herrn Breusch nicht erst noch zu erzählen. Der Begriff der Allgemeinbildung ist von mir also nach allen Seiten durchaus umfassend ergriffen worden, und wenn jetzt Herr Breusch gegenüber meinen Ausführungen den Bildungswert der Naturwissenschaften „etwas reifemäßig“ anpreist, so bin ich ihm zwar sehr dankbar dafür, dies aus be-

ruhenem Munde zu hören, aber er verschiebt damit sehr klug die Diskussion auf eine andere Bahn. Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, wenn auf solche Weise die ganze Polemik, die nach meiner Ansicht zur Besinnung über die Grundlagen unseres Kulturlebens führen sollte, nun in eine der Eden Familienstreitigkeiten zwischen den beiden Fakultäten ausmündet. Ich bedaure, daß Herr Breusch kein Gefühl dafür zu haben scheint, wie tief er die Erörterung damit herabgezogen hat.

3. Weiter muß ich meinen Gegner daran erinnern, daß in erster Linie der erzieherische Wert der harmonischen Ausbildung zur Diskussion stand. Ich habe nirgends geleugnet, daß das gegenwärtige Leben den Rückzug auf die intensive Kenntnis eines Spezialgebietes vielfach erfordert, und ich habe das Fachwissen als die selbstverständliche Voraussetzung aller menschlichen Arbeit wahrhaftig nirgends abgelehnt. Aber ich habe ausgeführt, wie wir dennoch künftig Fachleute brauchen, die mehr sind als nur Methodiker und Spezialisten, und daß dies in erster Linie eine Frage der Vorbildung und Erziehung ist. Ich konnte freilich ein Problem von solcher psychologischer Feinheit nicht in kurzen Sätzen *more geometrico* „beweisen“; Herrn Breusch sind meine Argumente nicht zwingend, aber dann wäre es die elementarste Pflicht seiner „Erwiderung“ gewesen, diese Fragestellung aufzugreifen und meine Behauptungen zu beleuchten: denn hier ist doch wieder einmal *Thodus!*

4. Aber mein Gegner liebt es nun einmal, um das Kernproblem herumzugehen, und dafür mit Parolen aufzuwarten, die auf den ersten Anblick etwas Bestechendes haben. Wenn er jedoch abermals an das Recht der Steuerzahler auf Sparsamkeit appelliert, so hätte es die „Exaktheit“ erfordert und dem Wesen einer Erwiderung mehr entsprochen, wenn er sich auch etwas über den von mir vorgebrachten Vorschlag zur Sparsamkeit geäußert hätte. Hier wenigstens konnte mir mein Gegner den „Realismus“ nicht bestreiten, während er sonst den Feinden der Gabelung eine „erschreckende Verkennung unserer wirtschaftlichen Lage“ vorwirft. Warum also geleitet er so glatt über meinen Einwand hinweg?

5. Und zuletzt möchte ich — immer exakt nach der gegebenen Ordnung — abschließend mit einem Wort zum Kapitel „Neuerlichkeit“ abschließen. Daß ich mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit die Feder geführt habe, mag darin seinen Grund haben, daß ich an dieser Sache recht innerlich beteiligt bin. Nicht zwar so, wie Herr Breusch meint, wenn er vom „Lehrbedürfnis einzelner Lehrer“ oder von ihrem „untergeschobenen“ Interesse spricht; denn ich bin kraft meines Amtes als Lehrer des Deutschen und der Geschichte auch nach dem Breusch'schen Entwurf in der glücklichen Lage, daß die „Hörer“ — denn „Schüler“ werden dies nicht mehr sein — zu mir aus allen gegabelten Schulgattungen strömen werden und daß ich ihrer mehr haben werde, als eine wahre Arbeitsgemeinschaft von Lehrer und Schüler ertragen kann. Doch über diesen Gedanken der Arbeitsgemeinschaft und über Fichte und seinen erst in der Zukunft sich verwirklichenden Plan einer einheitlichen und vollständigen Erziehung, einer Erziehung zur inneren Freiheit und Selbstständigkeit — über diese Gedanken mit meinem Gegner sich zu unterhalten, ist hoffnungslos. Ich werde ihm ja doch der unfreie Kamulus bleiben, und ich hätte ja auch gerne den überlegen-wohlwollenden Ton seiner Belehrungen geziemend und demütigen Hauptes entgegengenommen, wenn mir der Scherz nicht zu unzeitgemäß und die Sache zu heilig wäre, und wenn ich es nicht für meine Pflicht hielte, meinen Gegner so ernst zu nehmen, wie ich das Gleiche auch von ihm hätte erwarten dürfen. Doch da er es anders bestiebt hat, empfehle ich dem Herrn Magister, der so stolz seiner fehlenden Jugendlichkeit sich rühmt, zur geneigten Lese die Antwort, die der „unerfahrene“ Penitenten-Restling dem hochwürdigen Herrn Geheimrat Aloh gegeben hat.

Albert Schneider / Das Stelldichein.

(Schluß.)

Endlich fand auch ich es geraten, mich zur Heimreise zu rüsten. Je näher und deutlicher ich das gewohnte Leben in Stadt und Beruf vor mir liegen sah, um so unfreundlicher gedachte ich der Wiederbegegnung mit Mutter und Tochter, als wäre der Rausch des Herbstes und der Waldluft schon verrauht, ehe ich den täglich sich wunderbarer verfärbenden Hängen mit ihrem lichtblauen Zeltdach den Rücken gefehrt hatte. Mein Versprechen war mir nur noch eine widerwillig übernommene Verpflichtung, der ich mich so rasch als möglich entledigen wollte.

Am ersten Sonntag, den ich wieder zu Haus verbrachte, bezwang ich meine Ungeduld, aber am zweiten ging ich schon durch die Straßen der mir nicht ganz unbekannt, aber wenig vertrauten Stadt. Es war zur Nachmittagsstunde, wo sich zwischen den vornehmen Behausungen des abgelegenen Viertels kaum jemand umhertrieb, der nicht ein bestimmtes Ziel hatte.

Man schien auf meine Ankunft nicht unvorbereitet zu sein. Ich hatte mich kaum in dem kleinen Empfangszimmer umgeschaut, als Frau Wenk eintrat, zarte Stubenblässe über dem bereits etwas fleischigen Gesicht. Sie blieb abwartend vor mir stehen.

„Er wird doch nicht ungelegen kommen, der fremde Eindringling?“ fragte ich.

„Fremd darf er sich nicht mehr nennen, seitdem ihn meine Tochter in so warmen Worten das Lob gesungen hat,“ erwiderte die Mutter, kühl betonend, was sie zu widerlegen vorgab.

„Ich kam, um mich nach ihr zu erkundigen,“ sagte ich, und gab mir Mühe, es ihr in der Zurückhaltung gleichzutun. „Ich hoffe, sie ist wohlbehalten angelangt.“

„Wo eine Berühmtheit Ihres Ranges sich ihrer annahm, war das nicht anders zu erwarten.“

„Sie spotten, um kein Zugeständnis machen zu müssen.“

„Weder das eine noch das andere ist meine Absicht. Bei dem fast beängstigend tiefen Eindruck allerdings, den ihr neuer Freund auf sie gemacht hat —!“

Ich suchte mit dem Blick zu sagen, was mir in Worten nicht tunlich erschien. Aber Frau Wenk richtete so unbeweglich ihre hellen Augen auf mich und legte die Mundwinkel in so entschlossene Falten, daß es mir immer unbehaglicher ward. Ich leitete brüskel auf ein allgemeines Unterhaltungsgerede über und suchte ihr zu verstehen zu geben, daß ich damit als erfüllt betrachtete, was ich dem Anstand zu schulden glaubte. Diese Wendung kam ihr offenbar unerwartet, und sie beeilte sich, Ursula zu sich bitten zu lassen.

Das zutrauliche Mädchen kam mit sichtlicher Freude herein, aber ich hatte das Gefühl, als ob sich seine Freundlichkeit vor dem scharf beobachtenden Blick der Mutter nicht ans Licht wagte.

„Urteilen Sie nicht falsch über meine Tochter!“ sagte Frau Wenk geflissentlich. „Es ist ihre Art, in halben Unmöglichkeiten zu leben. Sie ist eben noch — Sie sehen es ja — ein ganzes Kind.“

Ursula errötete und getraute sich kaum, mich anzusehen. Sie tat mir leid in ihrer unfreien Befangenheit. Ich trat ohne Bedenken für sie ein, lobte den Zufall, der mich mit ihr zusammengebracht habe, und rühmte ihre frische, jugendliche Liebenswürdigkeit, mit der sie mir meine letzten einsamen Erholungstage verfürzt habe.

„Was mögen Sie für einen Genuß gehabt haben,“ bemerkte Frau Wenk beharrlich, „sich mit dem unerfahrenen Ding zu unterhalten!“

„Es ist schon viel, natürlich zu sein,“ antwortete ich. „Kommt das Reden zur rechten Zeit und das Schweigen zur rechten Zeit, so ist das mehr als genug.“

Frau Wenk begann sich. Sie befahl Ursula mit leisen Worten in die Küche und bat mich darauf, zum Tee dazubleiben. Ich schückte Dringliches vor und schickte mich zum Gehen an. Jetzt erst schien sie sich zu erinnern, daß wir uns nicht als Unbekannte gegenüberstanden. Sie ward fast herzlich, und ich vermeinte manchmal in ihren Worten den frischen Wohlklang der Stimme zu hören, der mich einst so tief erquickte, und den warmen Glanz der Augen wiederzuerkennen, vor dem ich Erde und Himmel vergessen hatte.

„Ich hoffe, Sie bald wieder einmal bei mir zu sehen,“ bat sie treuherzig, als ich mich verabschiedete, und ich war wieder so ganz von ihr eingenommen, daß ich ohne Bedenken zusagte.

Im Flur trat Ursula zu mir, um mich zur Türe zu geleiten. „Werden Sie wiederkommen?“ fragte sie ungläubig und sah mich traurig an.

Ich nickte bestätigend und drückte ihr ernst die Hand.

Leider kam ich wieder. Ich ward ein immer häufigerer Gast in dem Hause der nahen Stadt. Ich kam und ging zu allen freien Möglichkeiten, und jedes Mal war etwas geschehen, was ich nicht gesucht hatte, aber mit Freuden entgegennahm, da es gekommen war. Ursula, die Mutter, ich selber, wir alle änderten uns unbemerkt wie die Jahreszeiten in ihrem launigen, doch ziel-sicheren Gang. Wie schnell ich in das alte Einvernehmen mit der unvergessenen Geliebten meiner Studienzeit geriet, ward mir kaum bewußt, weil sie sich ängstlich hütete, mit Worten daran zu rühren.

„Meine Tochter ist bei ihrem Vater draußen,“ sagte sie oft, und ich muß gestehen, daß ich immer mehr vergaß, mich um das junge Mädchen zu kümmern. Das verlorene, unvermutet wieder-gekehrte Glück hielt und berauschte mich. Ein Blühen in Schönheit und Würde war um mich her, und warum hätten wir nicht versuchen sollen, jetzt zu gewinnen, was wir in Ungeduld und Trotz einst verscherzt hatten?

Als ich die entscheidende Frage wagte, stand sie auf, nahm mich bei der Hand, als ob sie mich durch ihre Zimmer führen wollte, und sagte:

„Was ich noch bin und habe, soll alles dein sein.“

In diesem Augenblick hörte ich im Nebenraum ein Geräusch wie vom Fallen eines Stuhles. Auch Frau Wenk horchte gespannt auf. Von dem Mädchen, das uns bald darauf eine Erfrischung brachte, ließ sie sich sagen, daß Ursula zu Haus gewesen, gerade eben aber wieder ausgegangen sei.

Wenige Tage darauf wurde mir am Ende meiner Sprechstunde Ursula Wenk gemeldet. Ich ahnte, daß etwas Unfro s im Anzug sei, und ging ihr ins Wartezimmer entgegen. Sie machte den schwachen Versuch, mir einen Gruß zuzulächeln, ihre wehmütigen Augen jedoch strafte ihren Mund Lügen. Sie war nicht bleich, sah aber sehr angegriffen aus. Ich wollte ihr behilflich sein, den dicken Wintermantel abzulegen, doch sie lehnte es ab, sich's bequem zu machen.

„Sie sind überrascht,“ begann sie, als wir uns gegenüber-saßen. „Ich komme natürlich nicht, um Ihren Rat in Anspruch zu nehmen, wenigstens nicht den des Arztes. Ich wende mich nur an den Freund, der mir damals auf der stillen Waldbank —“

Sie stockte. Ich sah ihre Erregung und suchte ihr nach Kräften beizustehen. Es wäre mir aufrichtig leid, so redete ich ihr zu, daß wir uns in der letzten Zeit fremder geworden seien; gerade sie sei es doch gewesen, die mit so großer Zuersticht von einem gemeinsamen frohgestimmten Leben gesprochen habe. Doch sie ließ mich nicht zu Ende kommen. Mit zitternder Stimme unterbrach sie mich und rief stehend:

„Mama darf das nicht tun, hören Sie? Sie hat kein Recht dazu, weder vor Gott noch vor den Menschen.“

„Aber Kind, wovon reden Sie?“

„Nennen Sie mich nicht so! Einst sahen Sie auch mehr in mir und hielten mich ernster Aussprache wert. Und Sie wissen sehr wohl, was ich meine. Papa wird sie nicht freigeben. Er hat es früher auch nicht getan.“

„Darüber wollen wir nicht rechten. Daß nach allen Vorfällen sein Wille allein nicht hinreicht —!“

„Und Sie selber? Sie wollen das tun? — Das können Sie nicht wollen, sonst wären Sie ja — nein, Sie müssen bleiben, was ich von Ihnen geglaubt habe.“

„Solche Entscheidungen fallen nicht von heute auf morgen. Kommen Sie erst zu sich und erholen Sie sich! Nachher wollen wir einmal in Ruhe miteinander reden, dann bringe ich Sie zurück zu Ihrer Mutter, und Sie stellen ihr die Frage, die Sie mir gestellt haben.“

„Nein, niemals, niemals! Aus Ihrem Mund will ich die Antwort hören, alles andere ist wertlos. Versprechen Sie es mir! Geben Sie mir Ihr Manneswort, daß Sie weder jetzt noch später —“

„Denken Sie doch einmal nach!“

„Ich habe lange genug nachgedacht. Versprechen Sie mir's, dann wird Mama sich von selbst befinden.“

„Aber ich bitte Sie, wie soll ich!“

„Ich warte drei Tage,“ sagte sie auf einmal mit beängstigten-der Bestimmtheit und stand auf. Sie sah mich noch einmal mit einem unvergeßlichen Blick an und stürzte, ehe ich mich dessen versehen, aus dem Zimmer.

Ich war auf's Neueste betroffen, noch mehr, ich war verwundet. Bald war ich dem Weinen nahe, bald loderte die Empörung in mir auf, Empörung nicht zuletzt gegen mich selbst. So weit war ich, daß ich meine eigenen Wünsche nicht mehr verstand. Die ganze Nacht konnte ich keine Ruhe finden.

Am kommenden Nachmittag fuhr ich zu Frau Went, um den unerwarteten Vorfall mit ihr zu besprechen, stieß aber auf eine befremdliche Gleichgültigkeit.

„Das dumme Ding wird sich daran gewöhnen müssen,“ sagte sie. „Seit der Frühe ist sie bei ihrem Vater draußen; er gilt ihr mit einem Mal mehr als ich.“

Es widerstrebt mir, auf ihre Teilnahmslosigkeit einzugehen, aber es gelang mir nicht, sie zu meiner ernststen Auffassung zu überreden. Eine einzige Frage aus dem Munde der selbstsicheren Frau schloß mir völlig die Lippen.

„Bereust du deinen Entschluß?“

Darauf war ich nicht gefaßt. Meine Zeit war ohnehin kurz bemessen, und ich war schwach genug, sie mit Liebtöslungen auszufüllen.

Was sich nun vorbereitete und geschah, habe ich erst erfahren, als es zu spät war.

Ursula hatte sich den ganzen Tag bei ihrem Vater in den Zimmern umhergetrieben. Dann war es ihr eingefallen, die Spazien, die sich auf dem Gartenzaun in der Kälte aufblähten, mit Flobertschüssen aufzubrechen, ohne daß es ihr gelang, einen zu erlegen. Schließlich hatte sie sogar ihres Vaters Browning geholt und zum großen Entsetzen der Hausdame vor dem Gartenhaus Schießübungen veranstaltet, bis sie sich endlich mit steifgefrorenen Fingern an den Teetisch setzte und sich ihrer Natur entgegen knabenhaft ausgelassen gebärdete. Am Abend kam sie spät nach Haus, und als sie vom Mädchen erfahren, daß ich dagewesen, ging sie in ihr Zimmer und setzte ihren Koffer instand. Ihrer Mutter ließ sie sagen, daß sie zu ihrem Vater überzusiedeln entschlossen sei. Frau Went war kurzschichtig genug, keinen Verdacht zu schöpfen, und ließ sie gewähren. Am Morgen brach Ursula auf, fuhr aber nicht zu ihrem Vater, sondern reiste trotz der Win-

terszeit in das abgelegene Waldstädtchen, wo wir uns zuerst begegnet waren. Dort ging sie zwei Tage in unverkennbarer Unruhe umher, ohne in Wort oder Miene einen gerade aufergewöhnlichen Gemütszustand zu verraten. Am dritten schoß sie sich oben auf der Waldbank, im verschneiten Wintermorgen, eine Kugel in die Herzgegend. Holzfäller hörten den dünnen Knall, wurden aber erst während der Mittagspause durch Kinder, die ihnen das Essen brachten, aufmerksam gemacht. Sie trugen das arme Geschöpf, das bewußtlos und halb erstarrt war, auf schnell bereiteter Bahre hinunter und brachten sie in der Pension, die sie erfrugen, unter. Der Landarzt, der rasch Hilfe brachte, stellte fest, daß die Wunde nicht tödlich sei, und zweifelte nicht, sie am Leben zu erhalten.

Bei der ersten Kunde, die wir von dem betrüblichen Vorfall erhielten, reisten Frau Went und ich mit dem erfahrensten Chirurgen der Stadt zu der Unglücklichen. Das Ergebnis der neuen gründlichen Untersuchung war leider ernstlicher, als nach der früheren zu erwarten stand. Da der Herzbeutel verletzt war, war an eine Entfernung des Geschosses vorerst gar nicht zu denken.

Ursula war bei unserer Ankunft wieder bei Besinnung und drückte mir mit lächelndem Mund ihre Dankbarkeit aus. Als ich einmal allein bei ihr war, ließ sie mich den Kopf gegen ihren Mund neigen und sprach mir leise Worte ins Ohr, die mich tief ergriffen.

„Wer das Glück anderer will, muß das seine vergessen können. Ich war nicht stark genug dazu.“

Nach wenigen Tagen war sie tot.

Ich leitete ihre Ueberführung nach der Stadt und erlebte die Genugtuung, daß sich Vater und Mutter an der Bahre ihres Kindes die Hand reichten. Dennoch vergingen Jahre, bis die flüchtige Frau wieder zu ihrem Manne überfiedelte.

Ich selber habe nach Ursulas Begräbnis das Haus Frau Went's nicht mehr betreten.

Seitdem sind mir viele Dinge begegnet, frohe wie traurige, aber die sonnigen Septembertage sind mir stets voller Ernst und Schwermut geblieben. Wenn ich je wieder ein Mädchen oder einen Jüngling auf einsamem Pfade warten sehe, gehe ich scheu vorüber und flüstere einen Segen zu gutem Gedeihen. Ich weiß es nun, der Liebe Wege sind unbestimmbar, und ihr Leid bricht Seele und Leben.

Frida Arnold / Lester Wunsch.

Beschlossen bald ist diese Spanne Zeit,
Die wir zusammenfassend Leben nennen,
In der wir, unseres Wertes ungewiß,
In hängen Ewigkeiten uns erkennen!

Laß mich mein Einst, mein Jetzt, mein Noch
In einem höchsten Sein vereinen,
Daß sie nach Stunden tieffter Not
Noch Augenblicke der Vollendung scheinen.

Toni Rothmund / Der Goldvogel.

Ein Kanarienvogel, Hans geheizen, wie alle Kanarienvögel, saß in seinem goldenen Bauer und sang. Er war im Käfig zur Welt gekommen, in einem Käfig erzogen und mußte nicht, daß es etwas Besseres als ein Dasein im Käfig gäbe. Es war hübsch warm in den Stuben und er bekam jeden Tag ein Stück Zucker und einen Apfelschnitz zwischen die Stäbe seines Käfigs geklemmt. Eines Tages aber, es war Frühling geworden, der erste Frühling in seinem Leben, wurde sein Käfig an die warme Sonne ins offene Fenster gestellt, und der gefangene Vogel betrachtete mit erstaunten Augen die weite, weite Welt.

Da kam ein ruppiges Spazienmädchel daher geslogen, setzte sich in die Nähe des Bauers, betrachtete sich den Hans und redete ihn schließlich an.

„Piep. Was bist du für einer?“

Hans besah sich das Gassenmädchel und besann sich, ob er ihr überhaupt Antwort geben sollte. Schließlich sagte er so ganz vornehm und von oben herab: „Piep!“ drehte sich um und fraß aus seinem Körnernapf.

„Du dauerst mich“, fuhr das braune Spazienmädchel fort. „Du mußt du in deinem gräßlichen Käfig hocken und hast gar keine Ahnung, was ein Staubbad, was ein Kirschenraub für herrliche

Dinge sind! Flügel hast du, aber du kannst nicht damit fliegen, hüpfst auf den Stäben und singst noch für die Menschen, die dich eingesperrt haben!“

„Es hat mich niemand eingesperrt“, sagte Hans stolz. „Ich bin in einem goldenen Bauer zur Welt gekommen und meine Eltern saßen schon in einem ebensolchen Bauer und hatten auch so goldenes Gefieder wie ich!“

„Das ist nichts besonderes. Meine Eltern waren auch braungrau wie ich“, sagte das Gassenkind. „Ich bin in einem ziemlich unordentlichen Nest hinter einem Fensterladen aus dem Ei gekrochen und kaum konnten wir fliegen, so jagten uns die Eltern in die weite Welt hinaus. Wir stibigten Kirschen, Erdbeeren, Birnen und manchmal auch einen Käfer oder eine fette Raupe. Wir schlafen nachts unter einem Zweig oder an eine Hauswand gedrückt. Es ist manchmal ein wenig kalt, aber wir sind doch frei! Und wenn der Morgen kommt, können wir wieder fliegen und Zusammenkünfte mit der Familie haben. Na — ich fliege jetzt, da kommt nämlich die Rahe.“

*) Mit Erlaubnis der Verfasserin aus „Allermärchenbaum“ (Verlag Levy & Müller).

Hans hatte noch nie eine Raqe gesehen, aber er bekam gleich eine furchtbare Angst, schlug mit den Flügeln und flatterte hin und her. Da schoß das Spazennädel aus der Luft herab, schrie der sich heranschleichenden Raqe plötzlich „Maushund!“ ins Ohr und witschte wieder in die Höhe. Das war für die Raqe eine große Kränkung, sie fuhr erschrocken zusammen, legte die Ohren an den Kopf und fauchte. Aber für diesmal war ihr der Appetit auf Kanarienvogel vergangen, und sie zog sich verärgert zurück. Hans mußte dem braunen Gassenmädel noch dankbar sein, denn es hatte ihm doch geholfen und ihm die Raqe verjagt. Er dachte mit Rührung an es und in der Nacht träumte er von ihm, es war ihm, als wäre er mit ihm verlobt und sie besuchten gemeinsam ein Staubbad. Am andern Morgen konnte er es kaum erwarten, bis er wieder ans Fenster gehängt würde. Und richtig — das Gassenmädel war auch wieder da!

„Nun, wie ist dir der Ragenerschrecken bekommen?“ fragte es ein wenig spöttisch.

„Ich danke dir, daß du das schreckliche Tier verjagt hast“, sagte Hans. „Was war das für ein Ungetüm?“

„Das war die Raqe, der furchtbare Allervogelsgeld“, erwiderte das Gassenkind. Die klettert auf die höchsten Bäume und die steilsten Dächer. Sie nimmt die Jungen aus den Nestern und frißt sie mit Haut und Haar. Vor der muß man sich hüten!“

„Da ist es im sicheren Käfig doch besser!“ meinte Hans. Das Spazennädel lachte. „Eine Raqe kann mit Leichtigkeit dein Käfigtürlein öffnen und dich herausholen! Und dann kannst du ihr nicht mehr entkommen, denn du kannst ja in dem engen Gefängnis deine Flügel nicht regen! Wir dagegen kennen unsere Feinde und können ihnen entkommen, das lernen wir schon von unsern Eltern.“

„Habt ihr noch mehr Feinde?“

„Eine Menge! Der Uhu, die Eule, der Bussard, der Sperber und wie sie alle heißen. Aber lieber will ich die alle ertragen, als eine einzige Nacht in deinem Käfig zu sitzen, dann wäre ich am andern Morgen tot.“

Und dann erzählte das braune wilde Ding von den bitteren Freuden der Freiheit, von dem langen kalten Winter, wo man sich von den Menschen die Brosamen erbetteln muß, von der Pracht des Frühlings, wenn der Schnee schmilzt und die Sonne einem so lind auf die Federn scheint, von der Wonne des Fliegens in den blauen Lüften.

Jeden Tag wußte es etwas neues, und das Verlangen nach der Freiheit in dem armen Gefangenen wurde immer größer. Er träumte Tag und Nacht von dem braunen Gassenmädel und sein kleines Herz brach fast vor Sehnsucht.

Die Kinder sagten: „Der Hansi singt in der letzten Zeit so wunderschön! Woher kommt das?“

Und die Mutter erwiderte: „Das macht der Frühling, da freuen sich alle Geschöpfe Gottes!“

Ach, wie wenig wußten die von dem, was ihn erfüllte! Sie gaben ihm Zucker und Apfelschnitzchen, schütteten ihm Körner in sein Tröglein und meinten, er läge vor Freude! Aber das struppige Gassenmädel, das wußte, wie es dem goldenen Vogel ums Herz war. Und eines Tages, als kein Mensch und keine Raqe zu sehen war, flog es hin und öffnete mit seinem Schnabel das kleine Pförtchen. „Nun bist du frei, wenn du willst!“ sagte es. Da fauchte sich der Gefangene ein Herz, entschlüpfte dem Käfig und schwang sich auf den nächsten Baum.

„Komm mit, komm mit!“ lockte das Gassenkind. „Ich weiß einen alten vergessenen Friedhof. Da ist das Gras so hoch, da sind die Bäume so dicht, daß dich niemand finden und wieder einfangen kann. Dort wollen wir unsre Hochzeit feiern.“

Und sie flogen davon und retteten sich in den alten Baum, der ganz von unten bis oben mit Epheu umspinnen war. Der Kanarienvogel wußte auf einmal, wie man ein Nest baut. Er suchte einen gabelförmigen Ast und fing an, Reiser und Halme zu einem Bau zusammen zu flechten. Das Spazennädel lachte

ein wenig spöttisch dazu. „Ach, was machst du für Umständel! Ein paar Wisch Stroh notdürftig zurecht getraht, tun die selben Dienste.“

„Nein, Weibchen, es muß ein hübsches Nestlein für dich werden“, erwiderte der Goldvogel, und ruhte nicht, bis er es so behaglich wie möglich eingerichtet hatte. Und dann legte das Weibchen fünf herzige Eilein hinein und brütete sie aus. Er suchte ihr Raupe und Kerfe, aber sie war nicht so recht zufrieden.

„Geh doch einmal in die Kirschen, oder ins Korn“, raunte sie. „Diese ewige Käferkost verleidet mir auf die Dauer.“ Aber zu solchen ordinären Raubzügen konnte sie ihn nie bewegen. Abends saß er auf dem Gipfel des Baumes, sonnte seine goldenen Federn und sang ihr was vor. Dann freute sie sich und war eitel auf ihren schönen Mann, und tat sich groß mit ihm vor den andern Spazennädeln, die da in der Nachbarschaft wohnten.

Schließlich krochen die Jungen aus dem Ei, und da gab es doppelte Arbeit. Sie mußten gefüttert und trocken gelegt werden und des Nachts zugedeckt, damit sie nicht erfröhen. Als sie Federn bekamen, zeigte es sich, daß es lauter echte Spazennädeln bis auf einen, der hatte weiße Flügel und einen weißen Schwanz. Den wollte das Weibchen nicht füttern, und der Goldvogel sorgte ganz allein für ihn.

Nach und nach wurden sie groß und vernünftig, und die Mutter gab ihnen jeden Abend eine Stunde Lebensregeln. Die mußten sie auswendig lernen und bekamen sie abgehört, und wenn sie nicht gut gelernt hatten, bekamen sie einen Hieb mit dem Schnabel. Denn nun würden sie ja bald fliegen und in die Welt hinaus kommen; da sei es die Hauptsache, frech und klug zu sein. Alles stehlen, was man erwischen konnte, ohne sich ertappen zu lassen. Immer bei den Andern bleiben und sich nicht absondern.

Und vor allem keinen Goldvogel heiraten. Denn dann müsse man während der Brutzeit doch auf so manches verzichten. Dies letztere sagte sie zwar nur leise und wenn ihr Mann es nicht hören konnte, aber die Jungen merkten es sich doch.

Der Goldvogel versuchte nun, seine Kinder singen zu lehren. Aber sie brachten es nur zu einem gewöhnlichen Piep! Und nur der Weißschwanz kriegte etwas fertig wie Pieperlapiep! Da wurde der Vater traurig und gab die Versuche auf. Schließlich mußten ja nicht alle Sänger sein. Wenn sie nur sonst rechtschaffene Vögel würden, so mußte man sich bescheiden.

Als die ersten Ausflüge kamen, das war ein großes Familienfest. Sie flogen zuerst auf belebtere Plätze, und der Goldvogel, der immer noch nicht gern unter Menschen ging, blieb auf einem hohen Baum sitzen und schaute den Seinen nach.

Ach, was mußte er sehen! Sie stahlen Kirschen, sie stahlen Korn, sie wälzten sich im Staub herum, sie zankten mit den andern Spazennädeln — und sein Liebling, der Weißschwanz, war der Aergstel! Dazu schrien und schimpften sie in der allergemeinsten Weise. Und sein Weibchen saß dabei, lachte und hatte ihre Freude daran.

Da wurde es dem Goldvogel wundenweh ums Herz. In den Käfig wollte er nicht wieder zurück, aber bei seiner edlen Familie konnte er auch nicht bleiben.

Da sang er ein letztes, ein Abschiedslied.

„Leb wohl, leb wohl, du wilde, braune Geliebte! Ich kann nicht mit dir in deinem Nest bleiben, deine Brut füttern und mit deiner Sippe verkehren! Aber ich danke dir, du hast mich doch gelehrt, wie süß die Freiheit ist.“

Und dann spannte er seine goldenen Flügel aus und flog davon, weit weit fort aus der Gegend, der Wärme nach, der Sonne entgegen, dem Süden zu.

Vielleicht hat er sein Ziel nie erreicht. Ich weiß es nicht. Vielleicht ist er aber doch in das schöne Sonnenland gekommen, wo ihn seine Sehnsucht hinzog.

Seine Witwe trug sechs Wochen Trauer. Aber danach sah sie sich nach einem andern Mann um, und diesmal nahm sie einen echten — Dreckspezennädel.